

Figur 1 und 2 sind nach norwegischen Exemplaren gemalt, welche ich der Güte des Herrn Prof. R. Collet in Christiania verdanke. Die Vorlagen für 3 u. 4 (aus der Sammlung des Herrn von Tschusi) stammen aus Südingland und Norditalien. Bei Figur 5 (der Vogel stammt von hier) soll der Augestreif nur aus einzelnen dunklen Fleckchen bestehen.

### Anhang.

Uebersicht über die europ. Varietäten der Schwanzmeise (nach Dresser).

1. *Acredula caudata*. ♂ und ♀ den Kopf rein weiß, Rücken schwarz. Die Jungen im ersten Kleide mit dunklem Augestreif.

Verbreitung: Im Norden Europas (Skandinavien, Rußland und Dänemark) ausschließlich, in Großbritannien nur sehr vereinzelt, im mittleren Teile Europas neben *A. rosea*.

2. var. *rosea*. ♂ und ♀ haben dunkle Augestreifen, Rücken schwarz, auf der Brust einen Kranz von grauen Tupfen, das Rot etwas lebhafter.

Verbreitung: Auf den britischen Inseln ausschließlich, neben *caudata* im mittleren Teile Europas.

3. var. *irbii*. ♂ und ♀ dunkle Augestreifen, Tupfenkranz auf der Brust, Rücken grau, am Kopfe mehr bräunlich.

Verbreitung: Spanien, Portugal und Italien.\*)

4. var. *tephronota*. Wie *irbii*, aber mit grauem Kehlfleck.

Verbreitung: Die europäische Türkei, Klein-Asien, Turkestan, Persien. (In Bosnien, der Herzegowina und Bulgarien fand sie D. Reiser bisher nicht).

5. var. *macedonica* Salvad. & Dresser. Oberteile wie bei *rosea*. Das Schwarz an den Kopfseiten breiter und bis an die Schnabelbasis reichend, dunklen Kehlfleck. — Verbreitung: Griechenland.

6. var. *caucasica* Lorenz. Kopfstreifen braun, Stirn fast bräunlich, Rücken grau, auf der Unterbrust schwärzliche Spritzer, keinen Kehlfleck.

Verbreitung: Nordabhang des Kaukasus.

Bodenbach a. G., am 31. Juli 1894.

**Lernet erst das Leben der Vögel genau kennen, wenn Ihr sie mit rechtem Erfolge schützen wollt.**

Von R. Th. Liebe.

Als unser Verein sich zur Herausgabe der beiden großen Vogel tafeln entschloß, that er dies in der Ueberzeugung, daß nur durch Belehrung über das Leben der

\*) Wurde mit auf das Bild genommen, weil bereits ein Exemplar in Oesterreich und zwar in Süd-Tirol erbeutet wurde. (Siehe: ornitholog. Jahrbuch, III. S. 122.)



Acredula caudata und ihre Varietäten.

Chromolith, Gustav Leutsch, Gera, Re



Vögel und durch Verbreitung genauer Kenntniß unserer Vogelwelt reges Interesse für dieselbe und damit ein wirksamer Schutz derselben erreicht werden könne. Auch unsere Monatschrift verfolgt ja dieselben Grundsätze.

Nun sind verschiedentliche Bedenken und Einwände gegen diese von uns befolgte Art und Weise des Vogelschutzes wie gegen die Notwendigkeit des Vogelschutzes überhaupt geäußert worden, und halte ich es für angezeigt, auf diese etwas näher einzugehen.

Eine solche Einrede ist die, welche mir erst vor kurzer Zeit aus Süddeutschland zukam und dahin lautete, daß in unserer aufgeklärten Zeit besondere Belehrungen zu Gunsten der Vögel deshalb nicht mehr so sehr von Nöten seien, weil ja der verderbliche Aberglaube nicht mehr existiere. Hierunter ist die ganz besondere Sorte von Aberglauben gemeint, welche bestimmte Körperteile der verschiedensten Vögel teils gekocht und gebraten, teils verkohlt und gepulvert als spezifische Mittel anwendete. Die Leber von schwarzen Krähen und Kolkraben, die Herzen der Falken, das Gehirn der Grasmücken galten noch in den Jahrhunderten nach dem Mittelalter als Arzneimittel. Das linke Auge eines Wiedehopfes im Freischütz erinnert noch jetzt recht lebhaft an jene Zeit. Noch in meiner Jugendzeit wurden Elstern oder auch Buntspechte in jedem Frühjahr getötet und in den Stallthüren aufgehangen, damit das Vieh nicht von Daffeln und Fliegen gepeinigt werde. Der rote Schopf des Schwarzspechtes machte den Wildschützen unsichtbar und gar mancher der armen Vögel fiel noch in den dreißiger Jahren diesem Glauben zum Opfer. Erst vor wenigen Jahrzehnten wurden in Thüringen und Sachsen eine Menge von Elstern geschossen, um dann in besonderer Weise präpariert und gedörst zu dem bekannten Diakonissinenpulver gegen die Epilepsie verwendet zu werden. Damals wurden diese Strauchdiebe in Ostthüringen so dezimiert, daß sich ihr Bestand sogar heute nicht wieder erholt hat. In unseren aufgeklärten Tagen hängt man im Dorf wie in der Stadt Kreuzschnäbel in elenden winzigen Bänerchen gefangen in dumpfigen Krankenzstuben auf, damit diese die Flüsse aus dem Menschen an sich ziehen. — Einen vogelmörderischen Aberglauben gab es also, das läßt sich nicht wegleugnen. Allein der Wegfall solchen Aberglaubens ist kein Grund, welcher die Gleichgiltigkeit dem Vogelschutz gegenüber entschuldigen kann. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß auf der anderen Seite der Aberglaube früher auch wieder zu Gunsten der Vögel eintrat, wo er es jetzt nicht mehr thut. So galten die Schwalben für heilige Tiere, welche dem Hause, wo sie ihren kleinen Nestpalast anhefteten, nur Heil und Segen brachten. Man kam daher den Mehlschwäbchen gastfreundlich entgegen und schlug Pflöcke oben unterhalb des Daches an der Hauswand ein, damit die Tiere einen sicheren Halt für die angeklebte Nestschale fänden. Jetzt aber denkt man frei über solche Dinge, macht die Wand möglichst glatt und schlägt keine Leisten, keine Pflöcke mehr ein, man ent-

fernt sogar mit Stangen und Besen die Nestanfänge an den Wänden. Die Mehlschwalbe leidet an Wohnungsnot; sie hat jetzt die Städte daher mehr und mehr verlassen und sich auf das Land zurückgezogen; sie führt den ehemals berechtigten Linné'schen Namen *Hirundo urbana* jetzt nicht mehr mit Recht. Ganz ebenso wurde das Hausrötel, die Rotsterze des Thüringers, die doch erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Süden und Südwesten her in Thüringen eingewandert ist, schnell ebenso wie schon früher in den Alpen auch bei uns zu dem geweihten Vogel, welcher durch seine Nestanlage das Haus vor Feuer und Blitz schützen werde, und kein Dorfjunge wagte früher auch nur in das Nest des heiligen Vogels zu blicken. Auch der märchenumwobene Storch erfreute sich der allgemeinen Volksgunst, und steckte man ihm Räder auf die Dachgiebel und lud ihn so zum Horsten ein, denn sein mächtiger, aus Nesten und Zweigen aufgebauter Horst schützte vor irdischer und himmlischer Flamme. Jetzt wird es anders. Unsere aufgeklärte Zeit hat entdeckt, was man schon längst wußte, daß nämlich in der Zeit knappen Futters der Storch auch gelegentlich einmal ein kleines Häschen aufspießt, um es seinen hungernden Jungen zu bringen, und nun ist er von den Jagdbesitzern für jagdschädlich erklärt und wird gründlich verfolgt. Sein Bestand nimmt in ganz Deutschland rapid ab.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Vor einiger Zeit tauchte in einigen Blättern eine eigentümliche Ansicht auf, welche sich allerdings nicht gegen den Vogelschutz im allgemeinen, sondern nur speziell gegen die Fütterung der Vögel im Winter wendete. Sie hatte für manchen etwas bestechendes, aber nur für den, welcher die Vögel und ihr Leben nicht genauer kennt, und zwar um so mehr, als ihr Vertreter besonders hervorhob, daß auf die Kinder und Erwachsene es von sittlich ungemein förderndem Einfluß sei, wenn sie den darhenden Vögeln in böser Zeit ein wenig Futter spendeten. Trotzdem aber erklärte er die winterlichen Futterplätze für schädlich und begründete seinen Einwand folgendermaßen: Die insektenfressenden Vögel sind während des Winters auf die Nahrung im Freien angewiesen, und ihr Nutzen für Wald und Garten besteht eben darin, daß sie Winters die schädlichen Kerbtiere und ihre Eier ablesen; werden sie aber gefüttert, dann gewöhnen sie sich an die Futterplätze und thun ihre eigentliche Schuldigkeit in Wald und Flur nicht mehr. Demnach müßten also die Futterplätze schädlich sein. Bei diesem Angriff würde es sich also bloß um die Nützlichkeit der Vögel, also zunächst nur um einen etwas größeren oder geringeren Ertrag der Gärten und Wälder, um rein materielles handeln, und das würde der Wichtigkeit des Angriffes Abbruch thun. Daher wird von jener Seite noch als Motivierung hinzugefügt, daß ja der Winter den Vögeln nichts thue, weil man keine verhungerten Vögel auf dem Schnee liegen fände. Hiergegen haben nun freilich die wirklichen Kenner des Vogel Lebens sofort Protest erhoben. Bei anhaltender Winterkälte und namentlich bei hohem, un-

verwehtem Schnee und bei Glatteis gehen unzählige Vögel zu Grunde. Wie sonst unter ähnlichen Umständen suchen die durch gar zu schlechte und mangelnde Nahrung zum Tode ermatteten Tiere Verstecke auf und verkriechen sich, um in Verborgtheit den Tod zu erwarten. Ihre so zahlreichen Feinde, welche gerade im Winter auch noch durch Zuzug aus dem Norden Ersatz und Verstärkung bekommen, wissen, mit den schärfsten Sinnen ausgestattet, die kraftloseren und kranken Individuen sofort zu unterscheiden, erfassen dieselben und vertilgen so ihre Spur. Nur der erfahrene wirkliche Beobachter weiß die Fährten und die durch die Schwungfedern im Schnee erzeugten Parallelstreifen, die einzelnen verlorenen Federchen, schwach rötlich gefärbte Tupfen auf der eisigen Fläche, wie später die verwitterten Nester von Knöchelchen in Baumhöhlen und Erdlöchern richtig zu deuten, und gerade in der neueren Zeit sind hierüber viele gute Beobachtungen publiziert worden. So war auch der Januar 1893 den eigentlichen Kerbtierfreßern sehr nachteilig und sind z. B. in Nordwestdeutschland die Eisvögel und Wasseramseln dem Hungertode fast ausnahmslos zum Opfer gefallen. Weitere Beispiele könnte ich in Menge anführen. — Wir stellen jener frivolen, weil ohne genügende Untersuchung aufgestellten Behauptung also den Erfahrungssatz gegenüber: in anhaltend kalten Wintern leidet der Bestand unserer Vögel sehr, und bedürfen diese wohl unserer Unterstützung.

Was nun den Kern des Einwandes betrifft, daß nämlich die Barmherzigkeit, die der Vogelfreund am winterlichen Futterplaz ausübt, dem Forst- und Landwirte zum Schaden gereiche, so läßt sich das leicht widerlegen. Zuerst ist zu betonen, daß während des Winters die Mehrzahl der unserer Kultur schädlichen Kerbtiere in der Erde, unter dem Laub und Moos wohl geborgen als Puppen oder Larven verweilen, wo ihnen die Vögel unter der Schneedecke nichts anhaben können, und daß auch ihre Eier oft genug ganz unzugänglich sind, überdies aber wegen ihrer Kleinheit nur für wenige ein Nahrungsmittel abgeben können. Die schneefreien Räume, welche einst im naturwüchsigen Urwald vom Sturm über einander gebrochene Baumgruppen, uralte ausgehöhlte Baumriesen, niedergefallene, dürr gewordene Nester und vom Schnee abgeknickte Baumwipfel erzeugten, läßt unsere moderne Forstkultur nicht mehr aufkommen, so wenig wie die reichlich Nahrung spendenden wurm- und madenkranken Bäume, welche ehemals den Vögeln ihre Rinden und ihr faulendes Holz darboten. So kommt es, daß jetzt die Vögel in der That während eines schneereichen Winters bittere Not leiden, und, indem sie schwächer und weniger leicht beweglich werden, auch nicht einmal in genügendem Maße zu der kärglichen Nahrung gelangen können, welche ihnen der Wald und die Obstgärten noch bieten. Sie bedürfen der Hilfe, und die findigern unter ihnen nehmen die Futterplätze, falls sie vernünftig angelegt und beschickt sind, sofort an. Freilich aber, — sowie der Thauwind feucht durch die Baumkronen fegt und der Schnee von den abgewehrten Flächen vollends hinweg-

schmilzt, da verlassen auch die Wintergäste die Futterplätze und ziehen sich ständig zurück in ihre Reviere draußen. Der, welcher sie treulich gepflegt hat im Winter, ist oft genug durch diesen sofortigen Abschied betroffen und möchte am liebsten über die Undankbarkeit der Vögel klagen, indem er sie mit menschlichem Maße mißt. Es ist dies plötzliche Wegbleiben aber ein neuer Beweis dafür, daß die Vögel durch die Futterplätze ihrer sogenannten Pflicht, das heißt ihrem Berufe, die schädlichen Insekten mit hinwegzuräumen, nicht entfremdet werden.

Noch auf einen anderen Punkt möchte ich aufmerksam machen. Da dürfte es aber richtig sein, wenn ich etwas weiter aushole. — Prüfen wir unbefangenen Blickes, was es überhaupt für Ursachen sind, welche vernichtend auf den Bestand unserer Vogelwelt einwirken, da fallen allerdings zuerst die Massenvertilgungen in die Augen, denen die wandernden Vögel in den Mittelmeerländern ausgesetzt sind; denn dort werden die Tiere zu Millionen gefangen; und ebenso denken wir sofort mit Bedauern an die Dohnenstiege und Vogelherde, auf denen auch in unserem Vaterlande noch hier und da der Fang für die Küche betrieben wird. Wir denken ferner an die Rohheit, mit welcher unnütze Buben mutwillig die Nester zerstören, an die Schützenleidenschaft so mancher Strandbesucher, welche ihre Geschicklichkeit an den armen Möven und Strandvögeln üben, an die Eiersammlungen in den Händen unreifer Knaben, und an eine Menge Gefahren, mit denen der Mensch die Vögel direkt bedroht. Ebenso erheblich aber, oder vielmehr noch bedeutender und tiefer einschneidend ist da der Einfluß, den der Mensch nicht direkt, sondern indirekt durch die Kultur auf die Vogelwelt in ihrer ursprünglichen harmonischen Zusammensetzung, in ihrem gesamten Bestande schon ausgeübt hat und noch immerfort in gesteigerter Weise ausübt. Die Oberfläche Deutschlands, von Haus aus für die jetzige geologische Periode bestimmt, mehr oder minder gemischten Wald zu tragen und in ihm eine unendliche Menge gefiederter Bewohner heimatisch zu schützen, ist jetzt Getreide- und Grasland und zu einer Art künstlicher Steppe geworden, welche viel weniger Vogelfamilien, vor allem aber viel weniger Arten zu beherbergen vermag; das Vogelleben im Walde war weit reicher, weit mannigfaltiger. Und diese Vernichtung des Waldes greift infolge der schnelleren Rentabilität des Ackerbodens immer weiter. Alles Buschwerk, welches ehemals die Feldraine schmückte und Abwechslung in das landschaftliche Bild brachte, muß jetzt der Rodhacke weichen und den Steppencharakter des Landes völliger machen. Schilfreiche Sümpfe und Flachseegebiete, früher das lustige Heim einer ganz besonderen, reichen Vogelwelt, sind entwässert worden, und zwar oft genug mit dem Erfolg, daß fortan Dürren die Bergländer und früher nie erlebte Hochfluten das tiefere Land heimsuchen. Nicht einmal der Wald selbst kann sich seinen ursprünglichen Charakter bewahren. Die Mischung der Holzarten, namentlich die Mischung von Laub- und Nadelholzarten, hört mehr und mehr auf. Auf weite,

weite Flächen hin dehnen sich in mathematisch=einförmigen Reihen angepflanzt die Fichtenkulturen, oder, falls es der Boden nicht anders gestattet, die Kiefernwälder. Das sorgsame Auge der Forstleute sorgt dafür, daß kein alter überständiger Baum die geeigneten Nisthöhlen den Höhlenbrütern mehr darbietet; er duldet keinen kranken Baum mehr, dessen Inneres sich mit der Spechte Hilfe leicht zur Nisthöhle ausarbeiten ließe. Hohltauben und Mandelkrähen, Wiedehopfe und Wendehalse, Spechtmeisen und fast alle Meisenarten, Kleiber und die meisten Eulen, Waldbrötel und Fliegenschwärmer finden keine passende gastliche Niststätte mehr: sie wandern aus oder nisten in unpassenden Löchern, wo ihre Brut durch die Unbilden des Wetters oder durch Mäuse und kleines Raubzeug zu Grunde gehen muß. Dazu überspinnt die Kultur das Land mit den Drahtsystemen der Telegraphie und Telephonie, an denen Millionen von Vögeln bei Tag wie bei Nacht zerschellen, und wiederum Millionen gehen geblendet an den Fenstern und Gittern der Leuchttürme zu Grunde. — In der That: die Kultur des Menschengeschlechtes ist ein mächtiger Faktor unter den zusammen wirkenden Ursachen, welche unsere Vogelwelt mit Vernichtung bedrohen. Diesem Faktor gegenüber überkommt auch den begeisterten Vogelfreund einmal ein bängliches Gefühl des Verzagens; der eine oder der andere, welcher ein wenig philosophisch angelegt ist und mit Recht in der Entwicklung der Kultur auch ein Stück des Kampfes um das Dasein erkennt, kommt wohl auf den Gedanken: hier liegt ein Naturgesetz vor; die Vogelstämme verschwinden vor der Kultur wie die Wilden, wie z. B. die Indianerstämme Nordamerikas vor ihr verschwanden und vollends verschwinden werden.

Dieser doch eigentlich entsetzlich öden Anschauung gegenüber häumt sich in uns das Bewußtsein von unserem freien Willen, das wahre Gefühl für Recht und echte Menschlichkeit, sagen wir für Christenpflicht und Humanität, mächtig auf. Wir werfen kurz die Frage auf: Mußte es sein, daß die nordamerikanischen Stämme untergingen? hatten nicht in jener Zeit, wo die weiße Bevölkerung ihre Expansivkraft noch nicht in so brutaler Weise zeigte, die Herrnhuter Missionen unter den Cherokees wunderbare Erfolge? Waren die Seminolen Floridas nicht zu schönen, geordneten Gemeinwesen gekommen, welche, allerdings mit Hilfe ihrer schwarzen, gekauften Sklaven, aber doch eben auch nicht anders wie die Weißen Georgiens, durch ihre trefflich geleiteten Plantagen zu soviel Geld und Gut kamen, daß die Raubgier der weißen Grenzbewohner in der häßlichsten Weise zum Austrag kam? War es eine Naturnotwendigkeit, daß die friedlichen und wehrlosen Guanachen in kürzester Frist von den fanatischen, rohen Abenteurern, die an ihren gastlichen Küsten gelandet, wie wilde Raubtiere zusammengeschossen wurden, sodaß vom ganzen Volke in kürzester Zeit nichts übrig blieb als die Mumien ihrer Väter in den Lavahöhlen? Hat der Mensch, der einzelne sowohl wie ein Volk, nicht auch gegen den wilden und un-



kultivierten Mitmenschen brüderliche Pflichten? — Nein, fort mit dieser Parallele! Sie kann uns nicht mehr verblüffen.

Es ist allerdings richtig, daß die Kultur in die Harmonie der Schöpfung, wie sie in ihrer jungfräulichen Ursprünglichkeit bestand, störend und gewaltsam umgestaltend eingegriffen hat: im Kampf um das Dasein mußte der Kultur Mensch in die schön organisierte Urnatur eingreifen, um sich zu immer höheren Stufen aufzuschwingen, und wir erkennen ganz und voll dieses Recht, diese Notwendigkeit an. Für die Gegenwart wie für die Zukunft wahren wir der Kultur dieses Recht. Aber bei alledem erkennen wir auch den Vögeln das Recht der Existenz zu und halten es für unsere Pflicht, die schöne freie Natur, deren schönster lebender Schmuck die Vögel sind, in ihrer Unversehrtheit zu erhalten, so weit sich das eben mit den wirklichen notwendigen Bedingungen für eine gedeihliche Kulturentwicklung verträgt. Wenige Beispiele werden genügen, um diese unsere Meinung näher zu beleuchten. Wenn wir sehen, daß die Höhlenbrüter unserer Wälder die moderne Forstkultur der Mistgelegenheit beraubt, wie in gleicher Weise es auch die Obstbaumkultur in den Gärten und Obstplantagen thut, die an die Stelle der früheren Feldgehölze treten, so helfen wir diesem Uebelstande durch vernunftgemäße, oder deutlicher deutsch ausgedrückt, durch die „rationelle“ Anbringung zweckmäßiger Mistkasten ab. Früher ragten Eichorien- und Flockenblumenstengel, Disteln und Klettenbüsche im Winter hoch über dem Schnee empor und boten Stieglitzen, Hänflingen und allen Körnerfressern reichliche Winternahrung; jetzt duldet die Landwirtschaft solche Unkräuter, solche Futter- und Platzverschwendung nicht mehr, und die Vögel darben im Winter. Legen wir ihnen im Winter passende Futterplätze an! —

Wenn schon die friedlichen Blindschleichen und Kröten bei einer ungeheuren Mehrzahl für schädlich und menschenfeindlich gelten, darf es uns nicht wundern, wenn viele Vögel für kulturschädlich gehalten werden, die es gar nicht sind, wie z. B. Turmfalken und Schleiereulen, Segler und Kuckuke, die so oft dem schießwütigen Wahn zum Opfer fallen. Hier hilft nur unablässig in allen möglichen Formen wiederholte Belehrung der Unwissenden. — Wenn der Dornenunterwuchs an den Waldrändern und wenn ferner die alten Gebüschke auf den Feldrainen entlang der sanfter geböschten Thalgehänge vertilgt werden, welche so vielen Vogelfamilien recht willkommene Unterkunft gewähren, so geschieht das in dem Glauben, auf diese Weise materielle Schädigung vermeiden zu können. In den meisten Fällen aber ist diese Rechnung falsch und wird das nützliche des Abtriebes durch sein schädliches aufgewogen oder gar weit überboten. Hier ist aber wieder Belehrung am Platze.

Doch genug dieser Beispiele! Ich könnte sie leicht auf das hundertfache vermehren.

Eins aber springt aus all dem bisher Gesagten klar in die Augen: Wer mit

wirklichem Erfolge Vogelschutz üben will, der muß vor allem die Vögel und ihre Eigentümlichkeiten, ihren Bau und ihre Lebensweise genau kennen. Erst die genauere Kenntnis der Bedürfnisse und Gewohnheiten der verschiedenen Vogelarten macht es möglich, und, was ganz besonders zu betonen ist, in weitaus den meisten Fällen möglich, ihren guten Bestand zu erhalten, wo ihn die Kultur gefährdet. Man denke nur an die schon ziemlich zahlreichen Fälle, wo man mit Erfolg sogar in solchen Strichen die Nachtigall wieder einbürgerte, die sie schon seit Jahrzehnten verlassen hatte. Auch die Erfahrungen auf dem Gebiete der Botanik, der Haartier- und Insektenkunde muß man bei der Erörterung solcher Fragen mit heranziehen. Der bedeutendste und kenntnisreichste unter den Ornithologen Oesterreichs, von Tschusi-Schmidhoffen, äußerte sich jüngst dahin, daß ein nationaler Vogelschutz niemals durch Gesetze allein, sondern auch durch Verbreitung ornithologischer Kenntnis in den weitesten Kreisen erzielt werden könne. Er hat mit wenig Worten das Rechte getroffen. Zweckmäßige Gesetze sind ja ganz gut; aber lediglich durch die toten und starren Buchstaben des Gesetzes, lediglich mit überschwenglichen, gefühlvollen, allgemein gehaltenen Reden lassen sich unsere Ziele nicht erreichen: wir müssen dahin streben, daß allmählig ein vernünftiger Vogelschutz Jedermann, Jung und Alt, an's Herz wächst, daß Jedermann die Vögel mehr und mehr kennen und sich ihrer freuen lernt!

---

## Vogelschutz in England.

Von Paul Leberkühn.

VIII.

S. (Schluß.)

### (Schutz der deutschen Kolonie der Kaspiischen Seeschwalbe.)

Sollen wir noch darauf hinweisen, daß etwa zu gleicher Zeit<sup>1)</sup> auch seitens des Präsidenten der British Ornithologist's Union, Lord Lilford, ein Protest erschien gegen den Versuch eines Pseudonymicus Don Caesar in The Game Farm, Liphook, Hants, welcher, um seine großen Geflügelparke vor den schmarogenden Sperlingen, Grünlingen, Krähen und Staaren zu schützen, lange Tränkegräben mit vergiftetem Wasser anlegen wollte, und in Rod and Gun<sup>2)</sup> anfragte, welches Gift sich dafür am besten eignen würde? — Auch dieser Protest fand in den Times Aufnahme, deren „Macht“ ein ganz erheblicher Teil des positiv Erreichten zu danken ist, über das wir hier den deutschen Lesern Bericht erstatteten. Wir haben derartig einflußreiche Organe wohl kaum, immerhin aber wäre es eine höchst dankbare Auf-

<sup>1)</sup> Times, April 11, 1891.

Leb.

<sup>2)</sup> April 8, 1891.

Leb.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1894

Band/Volume: [19](#)

Autor(en)/Author(s): Liebe Karl Theodor

Artikel/Article: [Lernet erst das Leben der Vögel genau kennen, wenn Ihr sie mit rechtem Erfolge schützen wollt. 250-257](#)